

Besprechungen und Anzeigen

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Anzeiger für schweizerische Geschichte = Indicateur de l'histoire suisse**

Band (Jahr): **15 (1917)**

Heft 1

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besprechungen und Anzeigen.

Wir bitten um Zustellung von Rezensionsexemplaren derjenigen Arbeiten, deren Besprechung an dieser Stelle gewünscht wird.

Jakob Schaffner. Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. [Mit Illustr. u. 8 Tafeln.] 128 S. 8°. Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung, 1915. [Mk. 2.25, geb. 3.—.]

Im Vorwort behauptet der Verfasser: «die Darstellung folgt streng der geschichtlichen Wahrheit und den erwiesenen Tatsachen». Damit ist jedenfalls nur gemeint, dass Sagenhaftes ausgeschaltet sei. Die «geschichtliche Wahrheit» wird in dieser Publikation nur zu oft in sehr allgemeinen und wenig sagenden Wendungen verstellt. So wird bei Erwähnung der Schlacht bei Laupen gesagt: «Auch der Freiburger Bürgermeister hatte im Eifer der Schlacht vergessen, dass er sterblich war, eine Mordaxt repetierte ihm den Katechismus» (S. 15). Kaiser Karl IV. habe darum den Zürchern alle Rechte und Freiheiten 1361 bestätigt, weil er fand, «dass die Eidgenossen doch angenehme Gesichtszüge hätten» (S. 17).

Sich zu einem objektiven Urteil durchzuringen, scheint nicht Sache des Verfassers zu sein. Ein Grund, warum sich die Gegensätze in der Eidgenossenschaft gegen Zürich beim Ausbruch der Reformation bildeten, sei darin bestanden, weil Zürich durch seine Haltung den andern Orten Gewissensbisse bereitet habe (S. 65). Von den Jesuiten, die nach dem Sonderbundskrieg ausgewiesen wurden, wird (S. 114) erzählt: «allein aus Freiburg flog ein Schwarm von 274 Krähen Belians auf, etwas viel Leidenschaft für einen schweizerischen Hühnerhof.»

Es ist eine eigene Art Schweizergeschichte, in welcher man den Namen von Hallwil, Chillon, Angaben über den Kampf am Gubel etc. nicht findet. Wenn der Benützer den Verfasser nicht allzu ernst nimmt, so hat er an den drolligen Wendungen und Ausdrücken manchen Spass.

Quellen- und Literaturangaben fehlen ganz; solche sind in den guten und gemeinverständlichen Darstellungen von Dändliker, Hürbin, Suter-Castella, vor allem selbstredend in dem klassischen Werke von Dierauer enthalten.

Hervorzuheben sind in dieser vorliegenden Publikation die vielen, gut ausgewählten und schön ausgeführten Illustrationen. Ein Namen- und Sachregister ist beigegeben.

Bern.

Wilhelm J. Meyer.

Georg Küffer. Lenker Sagen. Huber & Co., Frauenfeld, 1916. 76 Seiten.
Preis Fr. 2.70.

Unter diesem Titel liess der Berner Dichter Georg Küffer im oben genannten Verlag ein hübsch gebundenes Büchlein erscheinen, das wir jedem Sagenliebhaber gerne empfehlen möchten. In knapp 76 Seiten umfasst es dennoch 24 Sagen und zeichnet sich vor allem durch seine prägnante Sprache und seinen dichterischen Schwung aus und lässt uns zudem obendrein noch erraten, dass Küffer sein trautes Lenk, dessen anerkannte Naturschönheiten und seine wackeren Bewohner von Grund aus kennt. Die meisten der hier publizierten Sagen hat der Verfasser bereits früher im *Schweiz. Archiv für Volkskunde*, Jahrgang 1913, Heft 2 und 3, bekanntgegeben. Können wir das Büchlein, trotz seinen Vorzügen, auch nicht als Fundgrube für historische Quellenangaben bezeichnen, so ist sein Wert für die allgemeine Volkskunde gleichwohl unbestritten; umsomehr, da wir persönlich uns erlauben, jede Sammlung von Volkssagen und ihr Erretten vor dem Vergessenwerden als ein nachahmungswertes Verdienst zu preisen. Dass uns dabei einige schon längst bekannte Motive wie: untergegangene Dörfer, vergletscherte Alpen, Ungeheuer- und Hexengeschichten, Zwerge und Heinzelmännchensagen entgegenreten, daran darf sich selbstredend niemand stossen; sondern man muss da mit Meister Meinrad Lienert ausrufen: «Aus den Sagen eines Volkes schauen die Traumaugen der ganzen Menschheit». Man vergleiche hierüber Lienerts «Schweizer Sagen und Heldengeschichten», wo sich z. B. zu Küffers «Staffelungeheuer» und «Die gedingte Kuh», Varianten in «Der kühne Melker» und dem «Lehenzins», vorfinden. Weitere, dankbare Vergleiche dürften aber vorzüglich die von J. Jegerlehner mit ebensoviel Fleiss als Ausdauer gesammelten Wallisersagen bieten und das hauptsächlich deshalb, weil einige der Sagen von Lenk, denjenigen von Wallis, dem Eldorado für Sagenforscher eng verwandt scheinen und gewisse Anknüpfungspunkte aufweisen, dank der direkten, alten Verbindungsstrasse von Lenk ins Wallis über den Rawilpass. Dies kommt besonders deutlich zum Ausdruck in den beiden Sagen «Die untergegangene Alp» und «Die Weiberschlacht auf der Langermatt» (die, nach einer anderen Version, allerdings nicht im 16., wohl aber im 14. Jahrhundert stattgefunden haben soll und, o Ironie des Schicksals, dort als eine Vergeltungsmassnahme gegen einen früheren Einfall der «Siebenthaler» ins Wallis, dargestellt wurde). Eine von dieser Viehentführungsgeschichte ganz wenig abweichende Darstellung enthält auch der Sagenschatz von Grindelwald, der übrigens noch seines Sammlers harrt, nur waren hier angeblich die Unterwaldner die Missetäter. Grosse Ähnlichkeit besitzen gleichfalls Küffers «Haldensau» und die «Rochelmore» unseres Gletschertales (vergl. Gerwer «Das Hochgebirge von Grindelwald», 1865, Einleitung). Vergessen wir zum Schlusse nicht zu sagen, dass Küffers Sagen von Lenk, schon ihres lokalen Charakters wegen, eine wertvolle Ergänzung der von D. Gempeler zwischen 1883 bis 1893 herausgegebenen «Sagen und Sagengeschichten aus dem Simmental» bilden, die — nebenbei bemerkt — auch einige der Lenker Sagen enthalten.

Grindelwald.

Dr. W. A. B. Coolidge.

Prof. Dr. Ludwig Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung; II. Abteilung, Heft 3, Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie, herausgegeben von W. Sieglin, Heft 29, Berlin, Weidmann, 1915.

Das dritte Heft des zweiten Bandes der in Sieglins Quellen und Forschungen erscheinenden grossen Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung von Prof. Ludwig Schmidt berührt ein wichtiges Kapitel der Schweizergeschichte, indem es eine neue Darstellung der Frühgeschichte der Alamannen bis zur Vereinigung ihres ganzen Stammesgebietes unter fränkischer Herrschaft im Jahre 536 gibt. Der Verfasser verwertet das ganze Quellenmaterial, Nachrichten der Alten, Inschriften, Münzen, Gräberinventare u. s. w. mit grösster Sorgfalt und zieht auch die neuesten Bearbeitungen allgemeineren und lokalen Charakters mit anerkannter Vollständigkeit heran. So erhält man ein Gesamtbild, das den gegenwärtigen Stand der Forschung in willkommener Weise widerspiegelt.

Als Stammväter der Alamannen betrachtet Schmidt die Semnonen östlich von der Elbe, indem er der Hypothese Baumanns in der Hauptsache beistimmt, dagegen dessen Erklärung des Namens als Alahmannen, Männer des Heiligtums, mit den Germanisten als sprachlich unmöglich ablehnt. Den neuen Namen deutet er als «eine aus verschiedenen Teilen zusammengesetzte Völkervereinigung», da die Semnonen wahrscheinlich nicht auf einmal, sondern abteilungsweise übergesiedelt seien, den alten staatlichen Verband aufgelöst hätten und dann als selbständige Gaue nur vorübergehend zu kriegerischen Zwecken mit einander in Verbindung getreten seien. Erst in spätere Zeit fällt der Anschluss auch anderer Völker, besonders der Juthungen, in denen Schmidt die südliche Abteilung der Hermunduren sieht. Der Kampf der Alamannen mit den Römern um das Limesgebiet im 3. Jahrhundert erhält ganz neues Licht an Hand der Inschriften und Münzfunde.

Vielleicht geht der Verfasser im Vertrauen auf diese Funde in seinen Schlüssen etwas zu weit und wagt zuweilen Lokalisierungen, die schliesslich doch nur ein Scheinwissen sind. Auch in der Kritik möchte ich ihm nicht überall beistimmen. Wenn er den Zusatz Fredegars zu Hieronymus, wonach Aventicum 260 von den Alamannen verwüstet worden ist, als «sehr zweifelhaft» in eine Anmerkung verweist, so übersieht er, dass Ammian durch seine Bemerkung über die «deserta civitas» und ihre «aedificia semiruta» die Notiz Fredegars in gewissem Sinn bestätigt. Ebenso möchte ich bezweifeln, dass die wenigen Münzfunde, die man bis dahin in der Ostschweiz gemacht hat, berechtigen, zu sagen, das Bild, das die Noticia dign. von der Verteidigung der Grenzen überliefert, treffe für das Jahr der Schlussredaktion 425 «sicher» nicht mehr zu und habe nur für die diokletianische bzw. konstantinische Zeit Geltung. Wir wissen doch aus verschiedenen Quellen, dass Aëtius 430 die Juthungen wieder aus Vindelizien herausgeworfen, also auch militärische Massregeln für die Sicherung des Donaulimes getroffen hat. Schmidt steht denn auch nicht an, nach meinem Vorgang die Niederlassung der Alamannen auf dem linken Rheinufer erst nach dem Tod des Aëtius 454 anzusetzen.

Eigentümlich ist es, wie er die schwierige Frage nach der Zeit und Art der Unterwerfung der Alamannen durch Chlodwig zu lösen sucht. Er hält an dem Jahre 496/497 für den entscheidenden Zusammenstoss fest, aber Chlodwig habe nur mit einem, nicht einmal sehr grossen Teil des Stammes gekämpft; der in der Schlacht gefallene König sei nicht das Oberhaupt des ganzen Stammes gewesen. Demgegenüber darf doch betont werden, dass nicht nur Gregor von Tours, sondern auch das Schreiben Theoderichs an Chlodwig, sowie der Panegyricus des Ennodius von dem *einen* gefallenen König der Alamannen sprechen, an dessen Stelle diese in Theoderich wieder einen neuen König gefunden hätten. Vortrefflich ist, von der Bestreitung der Einigung des Stammes zur Zeit Chlodwigs abgesehen, der Abschnitt über Staat und Kulturzustände der Alamannen.

Zürich.

Wilhelm Oechsli.

Jacques de Bugnin. Le Congié pris du siècle séculier, poème du XV^{me} siècle publié avec une introduction par Arthur Piaget, professeur à l'Université. Neuchâtel, imprimerie Attinger frères, 1916, 93 p. in-8°. (6^e fascicule du Recueil de travaux publiés par la Faculté des lettres sous les auspices de la Société académique.)

Le doyen Bridel considérait Jacques de Bugnin comme le plus ancien rimeur du pays romand. Il ne connaissait pas les poésies, retrouvées il y a peu d'années dans des manuscrits de Paris et de Bruxelles, d'Oton de Grandson, qui est bien le premier des Romands dans l'ordre chronologique. Mais la vie d'Oton s'était écoulée en Bourgogne, en France et en Angleterre; il s'était nourri des œuvres du poète à la mode, Guillaume de Machaut, et continuait la tradition littéraire française sans faire dans ses vers aucune allusion au pays dont il était originaire (p. 10). Au contraire, Jacques de Bugnin, *alias*, dans les actes, Jacques Borellier, ou Boralley, ou Borelly, né à Lausanne, passa la plus grande partie de sa vie en pays romand, où il fut chapelain de la Cathédrale, curé de Saint-Martin près Oron, official; puis il entra dans l'ordre des Bernardins et se retira au couvent de Tamié, près de Conflans en Savoie (aujourd'hui Albertville), où il acheva son *Congié* en 1480 (p. 16, 22). Je pense que *Bugnin* est une forme locale du nom de lieu actuellement écrit *Begnins* (labialisation de la voyelle *e* par la consonne qui la précède, comme quand on dit *fumelle* pour *femelle*; le français lui-même offre quelques exemples de ce phénomène, *buvons*, *fumier*, etc...); le *Dictionnaire historique du canton de Vaud* (p. 187) donne les formes *Begnins* en 1145; *Bignins* en 1164, 1266, 1299, env. 1344; *Binins* en 1160–89, 1211, 1215. D'autre part, l'œuvre de J. de B. fourmille de formes romandes mêlées au français qu'il s'efforçait d'écrire: *rivyre* pour *rivière* rime avec *tire* (vers 344–5), etc... (v. d'autres exemples dans l'introduction de M. Piaget,

p. 23, 29 et suiv.); l'auteur lui-même sollicite les corrections des «entendans et maîtres de facture»,

Car du dicteur la langue nutritive...
Partit premier du pays de Savoye

(v. 45—50).

Le *Congié* est donc intéressant comme document historique pour le degré de connaissance du français dans les classes cultivées de la population romande vers la fin du XV^e siècle. Au demeurant sa valeur de fond et de forme est à peu près nulle. Son auteur a voulu composer un recueil de courtes sentences, généralement rédigées en distiques pour que les lecteurs pussent facilement les retenir (p. 24). L'ouvrage a eu coup sur coup huit éditions, la première à Vienne sur Rhône, chez Pierre Schenk, vers 1490 (p. 34); c'est ce texte que reproduit en général l'édition de M. Piaget, avec appareil critique au bas des pages et appendice final donnant des variantes empruntées à une édition s. l. n. d. de l'atelier du Lyonnais anonyme qui a imprimé le *Champion des dames*. Ayant sans doute d'autres préoccupations que les contemporains, nous avons peine à trouver dans les 1019 lignes rimées du *Congié* autre chose que des platitudes largement émaillées de fautes de langue et de versification, sauf deux vers (29—30) que je citerai pour terminer sur une impression moins défavorable:

Riens n'est si dur que ne soyt bien facile
A conquister, se l'omme a bon vouloir.

Genève.

Jules Ronjat.

Tobie de Raemy. Le Chancelier Techtermann. Fribourg, Imp. Fragnière Frères, 1914. 48 pages in 8°, un portrait, un tableau schématique de la famille du chancelier.

Pour autant que les documents sur le chancelier Guillaume Techtermann (1551—1618) et les documents écrits ou dictés par lui existent encore dans le canton de Fribourg, M. de Raemy semble en avoir tenu compte. Son étude, dans ses limites peut-être exigües, donne cependant l'impression d'un travail définitif dans ses lignes essentielles.

Les sources principales auxquelles l'auteur a puisé, sont les archives de la famille Techtermann et les archives cantonales de Fribourg. Le portrait du chancelier publié par M. de Raemy est, dans le sens absolu, une excellente illustration du texte et le tableau schématique de la famille de Guillaume Techtermann est une page très utile de sa monographie.

L'étude entière de M. de Raemy fait ressortir clairement la forte personnalité de son héros, homme d'Etat, humaniste, juriste et chef d'une famille très nombreuse dont l'activité très diversifiée, très intense, inspire le respect et s'impose à l'admiration.

Je dis «son héros» car il semble que l'auteur, tout en faisant uniquement œuvre d'historien, réussit à faire aimer son personnage et a dû se proposer, à part lui, de le faire aimer. C'est donc sans scrupules que je renvoie à la plaquette elle-même ceux que Guillaume Techtermann intéresse et c'est à son historien que je renvoie ceux qui voudraient connaître plus de détails que n'en renferme l'étude de ce dernier. Beaucoup de documents ne sont, en effet, qu'indiqués et j'en viens finalement à souhaiter un beau livre sur le Chancelier Techtermann, un livre signé Tobie de Raemy, évidemment.

Genève.

C. Roch.

Dr. William Heubi. L'Académie de Lausanne à la fin du XVI^e siècle. Etude sur quelques professeurs d'après des documents inédits. Lausanne, Rouge et C^{ie} 1916. 312 p.

M. Heubi se spécialise dans l'étude du XVI^e siècle. Après avoir fait sa thèse sur le mouvement intellectuel en France sous François I, il s'est mis à étudier aux Archives cantonales vaudoises les dossiers (Academie- und Kirchengeschäfte) qui contiennent les pièces relatives à l'Ecole de Lausanne. Fondée par les Bernois pour former des pasteurs destinés à prêcher la nouvelle doctrine à leurs sujets des pays romands, l'Académie eut tout d'abord une période de gloire. Viret, Théodore de Bèze, Mathurin Cordier, François Hotman y ont enseigné. M. Heubi étudie les professeurs du dernier quart du XVI^e siècle, ceux qui avaient succédé à ces maîtres illustres, sujet qui n'a guère été étudié jusqu'ici. Voici d'abord le Champenois Claude Aubery, helléniste et médecin, il fut appelé en 1576 à la chaire de philosophie. Il écrivait et publiait des œuvres savantes et nombreuses; il est l'auteur d'un commentaire sur l'épître aux Romains intitulé: *de Fide catholica* qui contenait des thèses hétérodoxes sur la justification. Cet écrit fut condamné et brûlé et Aubery dut quitter Lausanne en 1593. C'était un homme sympathique et qui avait beaucoup d'amis. Les autres figures que nous peint M. Heubi sont moins intéressantes: Tobie Yolland, principal du collège, est un débauché; le Lorrain Girard Mahuet, régent de troisième, puis marchand, puis professeur improvisé d'hébreu, est un être mal commode, détesté par la classe de Lausanne, mais qui se défend âprement et ne manque pas de protecteurs à Berne. Jean Rhetier, régent, puis ministre à Pully, plus tard professeur d'hébreu et de grec, fut mêlé aux querelles de son collègue Mahuet; il dut quitter l'enseignement et le pays. Claude Boucart était un ancien jésuite, indécis, qui changea quatre fois de religion; entre deux apostasies, il enseigna la philosophie, puis les mathématiques; il fut converti par St. François de Sales.

En résumé l'Académie de Lausanne fut pendant quelques années bien mal pourvue; sa réputation en souffrit; on pouvait lui reprocher à juste titre l'hétérodoxie, les disputes, l'indiscipline, l'inconduite même de ses pro-

fesseurs, et la vie dérégulée des étudiants. La Réforme avait pu changer la religion du pays, elle n'avait guère modifié ses mœurs. Au milieu de tous ces désordres on admire la patience et la modération du gouvernement bernois, qui, loin d'imposer sa volonté, comme on le pourrait croire, cherche à calmer les esprits et à concilier les adversaires. Il ne frappe qu'à la dernière extrémité et encore le fait-il paternellement.

Lausanne.

Dr. Charles Gilliard.

Dr. P. Flisch. General Johann Viktor von Travers 1721—1776. Ein Lebensbild aus der Bündnergeschichte. Buchdruckerei Bollwerk, Otto Lanz. Bern 1912. Preis: Fr. 5.—. 244 Seiten. (Selbstverlag).

Der Verfasser hat das Verdienst, als Erster ein noch gänzlich unbebautes Feld in Angriff genommen und ein wesentliches Stück davon bearbeitet zu haben: die Geschichte der *Travers von Ortenstein*, eines jener historischen Geschlechter, von denen man sagt, ihre Geschichte sei die ihres Kantons.

Ein engerer Titel für das Buch wäre ratsam gewesen, etwa «Mitteilungen über den General Travers», oder ähnlich. Der Leser hätte dann kein Recht, ein vollständiges Lebensbild zu erwarten und, am Schluss angelangt, das Werk enttäuscht aus der Hand zu legen. Ein wirkliches Lebensbild dieses interessanten Mannes wäre aber ein viel zu grosses Thema und das vorhandene Material zu überwältigend reichhaltig gewesen, als dass es sich überhaupt zu einer Doktordissertation — und eine solche ist das vorliegende Buch — geeignet hätte. Der sogenannte «Tomilser Handel» allein hätte bei sorgfältigerer Ausarbeitung, als er sie hier in Kapitel IXb erfahren hat, ausgereicht für die Erfordernisse einer Dissertation. Viele Partien der Biographie sind aber noch viel ungenügender ausgearbeitet als der Tomilser Handel. Dürftig und voller Schnitzer sind z. B. die knapp drei Seiten, die dem Travers'schen Geschlecht als solchem unter der Bezeichnung «Einleitung» gewidmet sind. Keine Spur wissenschaftlicher Forschung ist darin wahrnehmbar. Die Behauptung: «der alte Adel Rhätens betrachtete die Travers als ebenbürtig», bedarf einer Erläuterung. Die u. a. als Beleg hierfür angeführten Frauen aus den freiherrlichen Geschlechtern Hewen und Montalta sind bis jetzt urkundlich un- erwiesen; sie mögen in dem phantastischen Stammbaum vorkommen, den Dr. Flisch als seine Quelle zitiert. Die urkundlich 1431 zum erstenmal, und zwar als Landleute im Oberengadin, erscheinenden Travers gehörten jener Mittelklasse an, die, im 14. Jahrhundert entstehend, im 15. klar hervortretend, im 16. auf ihrem Höhepunkt angelangt war, der Klasse der bürgerlichen und bäuerlichen «Wappengenossen». Es waren das ansehnliche Familien, in denen Bauern, Handwerker, Kaufleute, Gastwirte, Notare, Landesbeamte usw. als Brüder und Vettern gleichzeitig vorkommen. Je nach Wohlstand und Bildung streckten sich, innerhalb des gleichen Geschlechtes, die einen zum Adel hinauf, wurden im Volksmund «Edelleute», «Junker» genannt, während die

ändern als «Meister», oder auch gänzlich titellos vorkommen. Beim Aussterben des alten Adels im 15. und 16. Jahrhundert rückten allmählich diese aus dem Volk, ohne Ministerialität und ohne Nobilitierung, hervordwachsenden «Junker» an dessen Stelle. Zu dieser Mittelklasse gehörten die Travers. Am 6. August 1519 befahl Bischof Paul Ziegler von Chur seinen Untertanen, die beiden ansehnlichsten Mitglieder dieses Geschlechtes, zwei Notare und deren Nachkommen, «für Edelleute zu halten». Dieser Ausdruck ist bezeichnend für das Wesen dieser Klasse. Der fremde Kriegsdienst, namentlich der österreichische und der französische, vollendete den Aufstieg, indem er zur Erwerbung von Diplomen führte, durch welche der Adel der betreffenden Linie dann unbestreitbar wurde. Dies ist, mit wenigen Worten, das, was der Verfasser zur Definition des Travers'schen Adelstandes hätte ausführen müssen. Der bedeutendste unter den Vorfahren des Generals, der Reformator Johann Travers, hätte etwas mehr Beachtung verdient als kaum drei Zeilen. Von einem späteren Johann wird versichert, er «war ein ganz bedeutender Mann». Er war ein Mann, der sich auf seinen Vorteil verstand, ein gefürchteter Gelderpresser. Sonst ist nichts «Bedeutendes» von ihm bekannt. Von dem ersten Travers auf Ortenstein (dessen Schwiegervater nicht, wie hier angegeben, «von Büchlen», sondern einfach «Büchler» hiess) wird berichtet, dass er und seine Nachkommen katholisch blieben. Das ist irrig. Er war bischöflicher Hofmeister und war wie mehrere andere Bündner, die nach der Reformation in diesem Amt vorkommen, Protestant. Als solchen lehnte die römische Kurie ihn zunächst ab, als er seinen Herrn und Vetter, den Bischof Thomas Planta, in Rom gegen die Anklage der Ketzerei verteidigen wollte. Auch sein Sohn, der Hauptmann Hans Travers, war Protestant. Erst dessen Sohn Johann Viktor trat, um österreichischer Landvogt im Prättigau werden zu können, zum Katholizismus zurück.

Bei der Beschreibung des gevierteten Wappens aus dem österreichischen Freiherrendiplom der Travers kommen kleine Schnitzer vor, die jedoch durch die photographische Wiedergabe zweier Siegel im Buch selbst berichtet sind. Zu den am wenigsten gelungenen Abschnitten gehört auch Kapitel IV «Die Bischofswahl in Chur 1754». Ein bis dahin noch unbenütztes Manuskript eines Zeitgenossen über diese Wahl hätte Dr. Flisch im Katalog der Bündner Bibliothek unter B49 auffallen müssen. Hier ist die stürmische Rolle, die General Travers bei jener Wahl gespielt, mit dramatischer Lebendigkeit wiedergegeben. Eine Benützung dieser Quelle hätte ausserdem den Verfasser vor dem Irrtum bewahrt, einen Bischofskandidaten aus einer späteren Wahl, 1777, also erst nach dem Tode des Generals, schon hier, 1754, auftreten zu lassen, den Abbé Täscher. Was über die nächsten Angehörigen des Generals: Vater, Mutter, Schwester, Frau und Sohn in diesem Buch berichtet wird, das füllt, alles zusammengerechnet, keine drei Seiten. Und doch wäre manches Interessante über diesen engeren Familienkreis, der doch notwendigerweise in ein «Lebensbild» hineingehört, zu berichten gewesen. Am ausführlichsten kommt noch die militärische Seite zu ihrem Recht. Sie war allerdings am mühelosesten darzustellen, weil hierüber der General selbst ausführliche Aufzeichnungen

hinterlassen hat, die dem Verfasser zur Verfügung standen und denen er gefolgt ist. Über die Echtheit des Grafentitels, den Johann Viktor Travers 1775 im französischen Kriegsdienst erwarb, erklärt er sich dagegen in völliger Unklarheit zu befinden. Er ist geneigt, ihn für unecht zu halten. Der Titel beruht jedoch auf einer durch eine echte Urkunde erwiesenen königlichen Verleihung. Dagegen war, vermutlich infolge des bald nachher eintretenden Todes des Generals, die Formalität der obligatorischen Einregistrierung bei der *Chambre des comptes* (Rechnungskammer) in Paris noch nicht vollzogen und die Ausfertigung der «*Lettres Patentes*» noch nicht erfolgt. Dem einzigen Sohn, damals ein elfjähriger Knabe, wurde jedoch fünf Tage nach dem Tode seines Vaters, durch die *Prévosté de Paris* bei Ernennung von Vormündern, der Grafentitel in diesen Akt gesetzt. Er diente, unter diesem Titel, später als Offizier unter Ludwig XVI bis 1792. Der verliehene Grafenstand war also, trotz jener versäumten Formalität, staatlich tatsächlich anerkannt.

Am Schluss seines Werkes gibt Dr. Flisch den Stammbaum der Travers, wobei lobend hervorzuheben ist, dass er ihn mit urkundlich feststehenden Vorfahren anfängt, und nicht wieder die chimärischen «*Herzoge von Ravenna*» auftischt aus seiner Quelle, jenem veralteten Stammbaum, über den sich schon ein sachverständiger Benediktiner in Paris zur Zeit des Vaters des Generals weidlich lustig gemacht hatte. Dagegen ist zu bedauern, dass die hier veröffentlichte Genealogie nicht auch die jetzt lebenden Generationen umfasst.

Trotz des unverkennbar grossen Fleisses, den der Verfasser an seine Arbeit gewandt, kann ihm dennoch der Vorwurf nicht erspart werden, wichtiges Material unbeachtet gelassen zu haben. Ein grosser, vielleicht der grösste Teil des ehemaligen Travers-Archives war, wie er vorn unter «*Abkürzungen*» bemerkt, nach Lugano gekommen. Durch genügende Nachfrage und mit Hilfe geeigneter Empfehlungen hätte Dr. Flisch zweifellos an diese Akten gelangen können. Sie wurden ausserdem noch vor dem Druck seiner Arbeit der Kantonsbibliothek in Chur überwiesen, also jedem zugänglich gemacht. Gleich nach deren Eintreffen, schon innerhalb der ersten Tage, nahm man sich hier die Mühe, aus den beiden grossen Kisten alles herauszusuchen und bereit zu legen, was für den Biographen des Generals Johann Viktor Travers von Wichtigkeit war. Dr. Flisch kam, sah und — kümmerte sich nicht weiter darum. Wahrscheinlich war die Erwägung massgebend, dass seine Arbeit telle quelle zu ihrem äusseren Zweck, der Erlangung der Doktorwürde, völlig ausreiche und eines neuen Opfers an Arbeitszeit daher nicht bedürfe. Das hat sich ja auch als zutreffend erwiesen, allein auf Kosten des historischen Wertes seines Buches. Ein wirklich wissenschaftlicher Sinn hätte sich bei diesem abgekürzten Verfahren nicht beruhigen können.

Felsberg.

C. v. Huene.

Pierre Kohler. *Madame de Staël et la Suisse. Etude biographique et littéraire avec de nombreux documents inédits.* Librairie Payot et C^{ie}, Lausanne et Paris 1916. X—720 pp. in 8^o.

Si l'on en croit l'introduction et la conclusion, le livre de M. Pierre Kohler serait une étude de l'influence exercée sur le talent, l'esprit et l'œuvre de Madame de Staël par l'hérédité ou l'éducation. En réalité c'est bien cela, mais c'est autre chose aussi qui en découle. En effet, pour démontrer l'influence de ses ascendants sur Madame de Staël, pour donner une nouvelle perspective à la carrière de celle dont la pensée et la vie ont fait déjà l'objet d'innombrables travaux, M. Kohler a exposé les origines de la femme et de l'œuvre; pour montrer, comme il dit, une *Madame de Staël helvétique*, il a dépeint le milieu Suisse dont elle a subi l'influence. Par là même, il a été amené, tout d'abord, à nous donner d'intéressants détails sur la famille et la jeunesse de Jacques Necker, sur la mentalité à la fois banale et compliquée de Suzanne Curchod, sur les relations qui existaient alors entre Genève, Lausanne et Paris; et ensuite à nous faire connaître une foule de personnages, amis, correspondants, visiteurs avec lesquels Madame de Staël a été en rapports et dont les conversations et les lettres éclaircissent et complètent sa biographie.

Ce livre forme un précieux recueil de documents inédits, et c'est à sa grande pratique des archives publiques de la Suisse, et aussi à la gracieuseté des particuliers, possesseurs de ces pièces, que M. Kohler a dû de pouvoir ainsi les réunir en un solide faisceau; qu'il nous soit permis, en passant, de rendre l'hommage qu'ils méritent à ceux qui n'ayant point le vain égoïsme de leurs documents secrets, savent les livrer à bon escient. Les plus intéressantes de ces pièces sont naturellement les lettres inédites de Madame de Staël auxquelles M. Kohler a fait de larges et judicieux emprunts, et dans lesquelles il semble qu'on retrouve le ton, le geste, l'accent, les jeux de physionomie qui donnaient une incomparable vivacité à la conversation de la «trop célèbre». A côté d'elles, la correspondance du Général de Montesquiou, de Madame de Montolieu, de Gibbon, celle du pittoresque et savoureux Neuchâtelois François Gaudot, les notes du landammann Louis Secrétan et les souvenirs du fils de Mallet du Pan jettent une vive lumière sur les relations de Madame de Staël avec la Suisse. M. Kohler n'a pas craint de citer beaucoup, et nous l'en féliciterons d'autant plus volontiers que le texte dont il a adroitement entouré ses citations les encadre ou les relie sans les comprimer ou les gêner, sans même que l'on sente chez l'auteur le souci légitime de divulguer un document rare pour se payer de la peine qu'il lui en a coûté de le découvrir.

Parmi les pages les plus instructives de ce livre, signalons celles qui ont trait à Madame de Charrière; l'auteur a établi un fin parallèle entre les deux romancières dont les destinées présentent de multiples analogies — «Ce sont deux passionnées malheureuses», écrit-il «mais l'une, Madame de Staël, va jusqu'au bout de ses passions. Madame de Charrière qui n'a donné que son cœur et n'a même jamais pu, semble-t-il, le donner tout à fait, aucun homme n'ayant compris son mouvement, Madame de Charrière en veut à sa jeune amie de

l'audace de ses sentiments. Elle lui en veut peut-être de lui représenter avec éclat et fracas ce qu'elle-même avait failli être vingt-cinq ans plus tôt, célèbre et décriée.¹⁾ «Madame de Charrière qui avait vingt-sept ans de plus que Madame de Staël détestait et méprisait celle-ci, opposant la plus aigre défiance aux avances presque naïves de sa jeune rivale; c'est bien, à tout prendre dans cette différence d'âge que M. Kohler voit la cause de la mésintelligence des deux femmes et je crois qu'il a raison contre Sainte Beuve qui ne voyait là que le résultat d'une compétition littéraire. La passion de Madame de Charrière pour Benjamin Constant fut, comme l'ont prouvé M. Godet et M. Rudler, toute platonique, mais comment celle-ci eût-elle sans amertume vu son ami, tout d'abord si fort prévenu contre la «parvenue» dont il détestait «le ton pédant et haut», peu à peu conquis par les qualités étonnantes et attrayantes de cette femme: «la seconde femme, écrit-il, que j'ai trouvée qui m'aurait pu tenir lieu de tout l'univers, qui aurait pu être un monde à elle seule pour moi».²⁾ Benjamin Constant n'a pas indisposé Madame de Charrière contre Madame de Staël. Madame de Staël n'a pas commencé de détacher Benjamin Constant de son amie de Colombier, mais l'animosité de celle-ci n'aurait-elle pas sa source dans les pressentiments d'une femme supérieure et passionnée dûs à la connaissance parfaite de celui qu'elle aime?

Et d'autre part l'affection et l'admiration que Madame de Staël portait à l'auteur de *Caliste*, en dépit de tant de rebuffades, ne ressemblent-elles pas au geste ému de quelqu'un qui voudrait se faire pardonner son bonheur?

Le chapitre consacré à Benjamin Constant n'est pas absolument ce que l'on attendait, étant donné la place qu'a tenue dans la vie de Madame de Staël l'homme dont Sismondi disait; «on n'a point connu Madame de Staël si on ne l'a pas vue avec Benjamin Constant. Lui seul avait la puissance, par un esprit égal au sien, de mettre en jeu tout son esprit, de la faire grandir par la lutte . . .».³⁾

Mais M. Kohler, estimant cette liaison trop célèbre pour qu'il y eut lieu de faire autre chose que de la rappeler, s'est borné à chercher quelle influence avait exercé sur Madame de Staël cet être éternellement inquiet, profondément égoïste et passionné. Il discerne la différence de ces deux tempéraments qui s'affirme dans *Adolphe* et dans *Corinne*, ces livres composés en même temps, alors que les deux amants en étaient aux préliminaires de la rupture mais se tenaient encore par l'esprit: l'un, roman d'une précision aiguë et puissante, roman classique à deux personnages, dans lequel l'auteur, sans indication de cadre ou de milieu, trouve en lui-même les traits d'une peinture générale de la faiblesse humaine; l'autre, longue rhapsodie pompeuse où la thèse du féminisme sert de prétexte à faire valoir une femme supérieure et sensible, douée de tous les talents. *Adolphe* est une œuvre désintéressée. Nous n'en pourrions dire autant de *Corinne*.

¹⁾ Page 190.

²⁾ Page 206.

³⁾ Page 356.

M. Kohler expose aussi, non moins adroitement, leurs tendances et leurs sentiments communs, soit en politique, soit en religion: cette croyance à la perfectibilité de l'espèce humaine qui domine dans la *littérature* et qui leur a fait trouver dans la religion protestante la vraie religion de tous les siècles, ouverte à toutes les lumières; cet amour du divin, sorte de christianisme sentimental qui a amené Benjamin Constant à écrire son gros ouvrage: *De la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développements*; et aussi ce goût pour les fictions morales et les études psychologiques. S'il trouve une cause de cette communauté de sentiments dans leur influence réciproque, il en voit une autre, plus profonde, dans les nombreux liens par lesquels tous deux tiennent à leur pays natal.

De cette biographie se dégage, par l'étude minutieuse des faits et l'habile déduction des caractères qu'ils révèlent, l'image d'une femme extraordinairement influençable et sensible à toutes les impressions reçues, qu'elles se rapportent à un ami chéri, à quelque discussion politique ou littéraire, ou à la mise en scène d'une charade pour le soir. Cette impressionnabilité nous explique le caractère versatile de Madame de Staël, ces accès d'une indignation si vite tempérée d'indulgence, cette bienfaisance parfois tumultueuse et indiscreète, ces transports d'enthousiasme qui ne sont souvent qu'au bout de la plume: ravie du fougueux réquisitoire de Rousseau contre la création d'un théâtre à Genève, en représentera-t-elle une fois de moins Phèdre ou Zaire aux Genevois? Son enthousiasme ne se tient pas longtemps au même objet elle a même souvent besoin de l'entretenir en dénigrant l'objet opposé comme si, pour bien prouver son amour, il lui fallait détester quelque chose en même temps. L'Allemagne sentimentale, rêveuse, douce et cosmopolite qu'elle a aimée, lui donne l'occasion de fronder le despotisme romain de Bonaparte.¹⁾

C'est ne lisant la *Nouvelle Héloïse* qu'elle se trouve fière d'être Suisse Quand appelle-t-elle la Suisse sa patrie? Dès l'instant qu'elle en doit partir²⁾ car les êtres influençables regrettent le plus ce qu'ils ne peuvent pas avoir et en ressentent plus vivement la perte que la jouissance. — Dans un autre ordre d'idées M. Kohler observe justement la difficulté qu'elle a éprouvée à mettre d'accord son individualisme et son amour de la société: dans la solitude son esprit la rongait; son désir ardent de se montrer supérieure aux autres rendait la présence des autres indispensable à son bonheur.

En effet l'esprit la tourmente jusque dans les moindres lettres qu'elle écrit à ses enfants. Nous avons sous les yeux un billet autographe probablement inédit adressé à Auguste de Staël alors âgé de 15 ans. «Je prie un jeune M. de la Bédoyère qui a de la grâce dans les manières et dans l'esprit de passer chez toi pour me rendre compte de ta mine quand il reviendra ici; tu lui remettras une lettre pour moi et tu te montreras bien à lui pour qu'il me dise

¹⁾ N'imitons pas cependant M. Peladan qui écrit dans un volume récemment publié: «Des imbéciles croient que la France a été envahie en Août 1914 . . . L'invasion spirituelle commença en 1810 par le pernicieux ouvrage de la Staël qui fournit au Romantisme une Allemagne de mirages . . .» (l'Allemagne devant l'humanité, 1916, p. 49).

²⁾ Dix années d'exil p. 227.

si ta petite personne est grossie ou grandie. Je l'embrasse de quelque manière qu'elle soit. Le 25 octobre — 1805.»

N'est-ce pas aussi à son impressionabilité et à sa faculté d'enthousiasme que Madame de Staël doit — littérairement tout au moins — son helvétisme? Certes elle est incapable de prendre ses propres émotions comme matière d'art, de les réaliser en une forme expressive, elle les analyse, les définit et son helvétisme ne vient pas du cœur; elle, qui regrettait que l'air du cor des Alpes entendu à Interlaken à la fête des Bergers, ne fût pas chanté par des voix italiennes...¹⁾ et qui s'étonnait que l'aspect de leur pays n'eût pas enflammé davantage l'imagination des Suisses, ne voit guère la Suisse qu'à travers les idylles de Gessner. Mais cette conception philosophique, idéale, du pays qu'elle habita si longtemps et dont les sites et paysages offrent aisément une signification sentimentale, devait plaire à un esprit dont la tournure abstraite coordonnait les élans de sensibilité. Que Madame de Staël ait élargi, libéré ou même déplacé le domaine littéraire, cela est certain; que dans cette renaissance intellectuelle et morale appelée du nom de romantisme, son helvétisme ait contribué à la régénération du sentiment politique en exaltant la vie de l'âme, le culte de l'idéal, le sentiment du divin et en rouvrant la source de la poésie lyrique: voilà ce que M. Kohler a clairement montré; son effort pour arriver à une conclusion est d'autant plus méritoire qu'il est moins visible; chemin faisant M. Kohler ne craint pas de citer même des passages qui viennent à l'encontre de sa thèse, lorsqu'ils présentent quelque intérêt. Le lecteur, ainsi, croit se faire à lui-même son opinion qui est en définitive celle à laquelle l'auteur a voulu l'amener. Mais oserais-je dire à celui-ci qu'il n'est pas amoureux de son héroïne et que nous le regrettons un peu?

Il semble après une longue fréquentation être arrivé à ce point où l'on estime mais où l'on aime plus. Certes, point n'est besoin de jouer les Pygmalion pour donner la vie à son modèle; mais pourquoi M. Kohler s'est-il complu à répéter toutes les phrases de Montesquiou ou de Madame de Charrières qui jettent le ridicule sur la pauvre Corinne? M. Kohler, qui la connaît si bien, n'a-t-il pas été parfois agacé par elle, comme le furent Benjamin Constant et tant d'autres, qui ne pouvaient ni être séparés d'elle, ni la supporter longtemps? N'a-t-il pas été parfois étourdi et fatigué comme Schiller auquel elle avait voué une admiration si peu payée de retour? De temps en temps, il est pris de remord et nous répète alors: «oui, mais elle était si bonne!...» De l'estime, toujours mais de l'amour, point; il ne nous parle du charme de M^{me} de Staël que pour nous dire qu'elle n'en avait point, et nous cache la vie sentimentale de son héroïne. Cependant les besoins du cœur la rappelaient à Paris autant, sinon plus que les succès mondains et la politique²⁾ . . .

En tous cas, M. Kohler aime le pays où a vécu Madame de Staël; il l'aime tel qu'il le voit actuellement, si riche de souvenirs, il respire avec délices le parfum du passé, il en évoque les gens et les choses et anime de toute

¹⁾ De l'Allemagne I, 188.

²⁾ Je remarque à ce propos que M. Kohler ne parle pas du livre de F. Gribble: *Madame de Staël and her lovers*. Londres 1907.

son âme d'érudit fervent ce château de Coppet qui fut pendant quelques années le centre même de la littérature française. C'est plaisir que de le voir se documenter sur les lieux mêmes, et recueillir les traditions orales en écoutant un limonadier villageois ou une vieille blanchisseuse. Son livre est d'une lecture divertissante et attachante, soit par l'allure simple et primesautière de ses remarques sans apparat qui expriment bien ce qu'il veut dire; exemple: «Madame de Staël lança Benjamin Constant, mais elle ne le fit pas¹⁾» . . . soit par quelques charmants paysages (le château de Mezery p. 160), et des descriptions de note bien helvétique (la fête des bergers à Interlaken pp. 556—559).

Peut-être, M. Kohler, qui a si bien expliqué les causes de ce cosmopolitisme auquel Madame de Staël dut de sortir en quelque sorte d'elle même, eût-il pu aussi en développer les conséquences, s'étendre plus longuement sur l'attrait que l'étranger exerçait sur elle et à ce propos, citer tout au moins l'ouvrage de Dejob: *Madame de Staël et l'Italie* (1890) ou rappeler l'étude de Doris Gunnel: *Madame de Staël en Angleterre*²⁾: Il n'en reste pas moins que ce livre à la fois nouveau et nécessaire, dont le grand mérite est de nous avoir restitué la biographie de l'illustre écrivain d'après les pièces originales, marque un progrès réjouissant dans l'enquête par laquelle les Suisses prendront connaissance et possession de leur patrimoine intellectuel.

Genève.

Paul Chaponnière.

W. Zimmermann, Geschichte des Kantons Zürich vom 6. September 1859 bis 3. April 1845. (Schweizer Studien zur Geschichtswissenschaft, VIII. Band, Heft 3). Zürich 1916, Verlag von Gebr. Leemann & Co. — 212 Seiten.

Die konservative Aera von 1839 bis 1845 zeichnet sich nicht durch die schöpferische Kraft aus, die der zürcherischen Regenerationsperiode eigen war. Sie reizt aber den Historiker durch eine Reihe interessanter Probleme: während die Reformtätigkeit ganz still steht, ringt die konservative Partei, die durch die Septemberrevolution ans Ruder gekommen ist, mit dem unterlegenen, aber nicht vernichteten Liberalismus. Der Verfasser legt eingehend dar, wie die Konservativen es nicht verstanden, die Gegensätze zu versöhnen, sondern seit den ersten Tagen ihrer Herrschaft Fehler auf Fehler begingen. Statt durch eine entgegenkommende Haltung, wie sie Bluntschli zu spät und erfolglos befürwortete, einen Ausgleich der Leidenschaften herbeizuführen, reizten die vom «Geiste Gottes» erfüllten Machthaber die unterlegene Partei und das im Grunde doch liberal gebliebene Volk. Sie führten den Kampf um die Schule, der schon vor 1839 begonnen hatte, nicht in fördernder Arbeit, sondern mit der Schärfe unkluger Fanatiker weiter durch die skandalöse Vertreibung Scherrs

¹⁾ p. 359.

²⁾ *Revue d'Histoire Littéraire de la France*. Octobre-Décembre 1913.

und durch eine engherzige Bevormundung der Schule und den liberalen, doch nicht immer geschickt handelnden Lehrerschaft. Dieser «Schulstreit» ist in der vorliegenden Schrift zum erstenmal auf Grund eines grossen Quellenmaterials eingehend dargestellt. Die Leidenschaft und die Leere in der inneren zürcherischen Politik und die rückschrittliche Haltung der Regierung auch in den eidgenössischen Fragen stärkten die liberale Opposition so, dass sie bei einer fester gefügten Organisation schon 1842 das konservative Regiment wieder hätte stürzen können. Dies um so mehr, als die Konservativen, sobald sie die Herrschaft erlangt hatten, unter sich selbst zerfielen; es ist bezeichnend, dass Hürlimann-Landis und Rahn-Escher, die zu den Hauptmachern der Septemberrevolution gehörten, von Jahr zu Jahr unter ihren eigenen Parteigängern an Einfluss und Ansehen einbüssten. Interessante Einblicke in diese vom Verfasser zu wenig gewürdigten Umstände gewähren die Erinnerungen Rahns, die jüngst im «Zürcher Taschenbuch» (1917) erschienen sind.

Durch die Arbeit Zimmermanns, die offensichtlich auf liberalem Boden steht, aber auch die gegnerische Politik mit Ruhe beurteilt, hat wieder eine weitere Zeitspanne der neuesten Geschichte Zürichs ihre quellenmässige, wissenschaftliche Darstellung erhalten, so dass jetzt nach den Arbeiten Brunners, Rütches und Wettsteins die Zeit von 1798 bis 1845, mit Ausnahme der Restauration, in Einzeldarstellungen behandelt ist.

Küsnacht.

G. Guggenbühl.

M. Valer, Der Anteil Graubündens am Sonderbundskrieg. 45. Jahresbericht der histor.-antiquar. Gesellschaft von Graubünden u. Sep. Chur (1916), Kommissionsverlag von F. Schuler. — IV + 140 Seiten.

Unter den zahlreichen Schriften über den Sonderbundskrieg bildet die vorliegende, vielfach auf ungedrucktem Material fussende Darstellung entschieden eine Bereicherung der Forschung. Gewiss haben die militärischen Aktionen graubündnerischer Truppen auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen wenig Überwältigendes an sich, und der Krieg war überhaupt zu Ende, bevor Graubünden recht hineingezogen wurde. Doch erfüllte es seine Pflicht, so gut es ihm mit seiner paritätischen, immerhin überwiegend protestantischen Bevölkerung möglich war. Statt der pflichtigen 2477 schickte es 3849 Mann ins Feld und stellte, ausser anderen höheren Offizieren, in P. L. Donatz von Chur den Kommandanten der dritten Division der eidgenössischen Armee.

Am meisten Interesse beansprucht naturgemäss die Schilderung der politisch-diplomatischen Verhältnisse. So entschieden Graubünden seit 1846 mehrheitlich dem Liberalismus zugetan war, konnte es dem drohenden Krieg doch nicht mit der Zuversicht entgegensehen, wie die fast ganz protestantischen und liberalen Kantone, da der Bürgerkrieg auch innerhalb der Bündner Täler auszubrechen drohte. Die Umtriebe des Sonderbundes fanden in der

katholischen Bevölkerung vielfach einen guten Boden, obwohl mancher liberale Katholik im Lager der Gegner des Sonderbundes stand und so das Gerede, als sei der Krieg ein Religionskrieg, unwahr machte. Begreiflich, dass unter solchen Umständen Graubünden bis zuletzt eine vermittelnde Haltung einnahm und den Kampf, wie Valer durch vielfache Belege ausführlich zeigt, gerne vermieden hätte. Wie diese Geschehnisse, zeigen auch die Nachspiele des Krieges — die Anklagen gegen das graubündnerische Militärwesen, die unmittelbar nach Beendigung des Feldzuges auf der Tagsatzung erhoben wurden, der Verlauf der Hochverratsprozesse von 1848, unter anderm gegen den Demagogen Landammann Arpagaus von Somvix, ein willfähiges Werkzeug Siegwart-Müllers — dass die Lage Graubündens in der Sonderbundszeit schwieriger war, als man gewöhnlich glaubt.

Küsnacht.

G. Guggenbühl.

Anton Müller, Geschichte der Herrschaft und Gemeinde Flums. Erster Teil.

Druck u. Verlag J. G. Cavelti-Hangartner, Gossau, Kt. St. Gallen, 1916.

Der Verfasser, Bürger von Steinach, war 7 Jahre lang Kaplan in Flums und ist nun seit 13 Jahren Pfarrer in Gams. Er hat in den Mussestunden zwischen den Berufsarbeiten während 16 Jahren das weiterstreute Material gesammelt und gesichtet und schliesslich der Stätte seiner frühern Wirksamkeit eine Ortsgeschichte geschenkt, auf die sie stolz sein kann. Der vorliegende erste Teil geht von den Anfängen historischer Kunde aus dem Sarganserland bis zur Reformation und verbreitet sich über die Geschichte der Herrschaft Flums unter den Bischöfen von Chur, über die Ritter von Flums, die Herren von Grifensee und die Tschudi als Besitzer von Greplang, über rechtliche, wirtschaftliche und kirchliche Verhältnisse, über das Eisenbergwerk im Sarganserland, über Marchstreitigkeiten, und schliesst mit einer gesonderten Darstellung der Geschichte von Tschlerlach. Dabei wird durchwegs das Urkundenmaterial als sichere Grundlage benützt und eine reiche einschlägige Literatur herangezogen; bei verschiedenartigen Hypothesen folgt der Verfasser mit sicherem Urteil derjenigen, der die grössere Wahrscheinlichkeit innewohnt.

Müller wollte eine Geschichte von Flums für das Volk schreiben, die zugleich auch wissenschaftlichen Anforderungen gerecht wird. Es lässt sich nun allerdings fragen, ob der Verfasser diesem schönen Ziele nicht noch näher gekommen wäre, wenn er die Ortsgeschichte etwas straffer in den Rahmen der sargansischen Landesgeschichte eingespannt hätte; wenn er ferner an einigen Stellen das geschichtlich Wichtige mehr aus den Urkunden herausgearbeitet hätte, anstatt Inhaltsangaben dieser Urkunden in Regestenform aneinander zu reihen¹⁾, und wenn endlich die Literaturverweise (Nennung von Autoren, die der grossen Masse der Leser unbekannt sind) ganz in die Anmerkungen verwiesen und längere kritische Exkurse (so S. 33—37) als Anhang

¹⁾ Eine Regestensammlung am Schluss hätte viele Kürzungen im Text ermöglicht.

an den Schluss der ganzen Arbeit gestellt worden wären. Aber ungeachtet solcher Aussetzungen muss diese Geschichte von Flums doch als eine der erfreulichsten Erscheinungen unter den deutschschweizerischen Ortsgeschichten bezeichnet werden.

Die typographische Ausstattung durch Cavelti in Gossau und die Reproduktion zahlreicher photographischer Aufnahmen ist tadellos.

Vor kurzem ist auf Veranlassung und auf Kosten der drei Ortsverwaltungen von Flums-Dorf, Flums-Grossberg und Flums-Kleinberg durch den Flumser Verkehrsverein eine weitere historische Arbeit Anton Müllers veröffentlicht worden: Die Rechtsverhältnisse der Ortsgemeinden in Flums. — Der Verfasser erzählt da den offenbar nicht stets harmonisierenden drei Ortsgemeinden, wie vor bald 100 Jahren die einheitliche Ortsgemeinde Flums sich in die drei unabhängigen Einzelgemeinden trennte — sicher nicht zum Wohle des Ganzen — und wie jene weit zurückliegenden Trennungsbeschlüsse noch heute die rechtliche Grundlage bilden für gewisse gemeinsame Leistungen, so die Pflichten der Leitung des Schilzbaches.

St. Gallen.

Dr. P. Bütler.

Histoire de la Neuveville par Ad. Gross et Ch.-L. Schnider. Neuveville. Ed. Beerstecher, éditeur, 1914. 358 Seiten.

Die kleine Stadt am Nordwestende des Bielersees hat sich ein reichhaltiges Archiv bewahrt, das vom 16. Jahrhundert an ziemlich vollständig sein dürfte, während für das 14. und 15. Jahrhundert nur Urkunden, aber keine Rechnungen, noch Protokolle oder Aktensammlungen vorliegen. Dieser Umstand hat in hohem Masse den Inhalt dieser «Histoire» beeinflusst; denn die Verfasser haben weniger den Urkunden als jenen andern Quellen Beachtung geschenkt und deswegen das Hauptgewicht auf die neuere Zeit vom 16. Jahrhundert an gelegt. In einem ersten Teile sind die Gründung der Stadt, ihre Behörden und die wichtigsten Ereignisse im Leben der Stadt (Reformation, Unruhen und Konflikte), aber auch verschiedene Materien dargestellt, die im zweiten, speziell kulturgeschichtlichen Teile nochmals erscheinen, wie Behörden, Weisse Kirche, Schlossberg, Zünfte, Militärdienst, Hexenprozesse, Unterrichts- und Kirchenwesen, Besuche des Fürstbischofs. Im zweiten Teile sind ausserdem behandelt: das Territorium der Stadt, Beamtenbesoldungen, Fensterschenkungen, Mahlzeiten im Rathause, Strafjustiz, Strassen- und Wirtschaftspolizei, Finanzwesen, Rathaus, französische Kirche (von der nicht gesagt ist, dass sie die Frühmesserkapelle war), Gesundheitswesen, Feuerpolizei und Brandsteuern, Jagd, Märkte, Löhne (zu kurz), Metzger, Bäcker und Müller, Weinbau, Kriegszüge für Bern und für den Bischof von Basel, Schützengesellschaften, fremde Werbungen, Buchdruckerei, Boten und Post. Ein reiches Quellenmaterial ist darin verarbeitet und manche Quellenstelle ist ganz mitgeteilt, doch ist die Wiedergabe nicht überall total getreu und bei manchem Namen

ist man im Zweifel darüber, ob man es mit einem Lesefehler oder einem Druckfehler zu tun hat. Für die ältere Zeit, vor der Reformation, ist im wesentlichen die vorhandene gedruckte Literatur benützt worden, doch war diese den Verfassern ungenügend bekannt. So haben sie keine Ahnung von dem 1908 in Neuenstadt selbst an der Jahresversammlung der geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz gehaltenen und im Jahrbuch gedruckten Vortrag über die «Grands Plais in Neuenstadt». Sie erwähnen infolgedessen den «maire de Sales» der Propstei Münster und allerlei Feststellungen jener Arbeit mit keinem Worte. Die Benützung einer schlechten Liste der Bischöfe von Basel wäre sehr leicht zu vermeiden gewesen, und ein vollständigeres Verzeichnis der Kastläne des Schlossbergs (die übrigens zuerst mit der Stadtverwaltung nichts zu tun hatten, da der alte bischöfliche Meyer der Gegend auch Oberhaupt der Stadt wurde) wäre im Berner Staatsarchiv zu holen gewesen. Unter den zahlreichen Bildern fällt die schlechte Nachzeichnung des ältesten Stadtsiegels mit der unverstandenen Legende auf. Man vermisst ungerne ein Namensverzeichnis zum ganzen Bande. Für die Zeit von der Reformation weg bildet das Werk der beiden Verfasser, von welchen der erstere als Bürgerkassier das Material gesammelt und der zweite, ein Ingenieur, die Darstellung besorgt hat, eine sehr begrüßenswerte Bereicherung unserer Kenntnisse über Neuenstadt.

Bern.

H. Türler.

Katalog des Schweizerischen Wirtschaftsarchivs in Basel. XVI, 312 S. 8°. Basel, Emil Birkhäuser, 1914.

Dank der leistungsfähigen Verwaltung (Verwalter Dr. Hermann Bächtold) hat sich das schweizerische Wirtschaftsarchiv in den ersten vier Jahren seiner Existenz so stark entwickelt, dass es heute 100,000 Stück an Akten und besonders an privat- und volkswirtschaftlichem Drucksachenmaterial zählt und die nationale Archivzentrale geworden ist.

Es ist der erste Wirtschaftsarchiv-Katalog, der in diesem Umfange gedruckt wurde und zeigt, in welcher Art und Weise das gewaltige Material verarbeitet, katalogisiert und eingereiht wird. Viele sonst nirgends genannte Titel und Namen von wirtschaftlichen Unternehmungen und Gewerbschaften sind hier zusammengestellt; ihre Publikationen sind gewöhnlich in keinem Bücherkatalog. Seite 203—211 ist das Verzeichnis der industriellen Zeitschriften und Zeitungen, die in wissenschaftlichen Zusammenstellungen meistens fehlen.

Für die Wirtschaftspolitik und Wirtschaftsgesetzgebung hat der Katalog keine geringe Bedeutung; für die Wirtschaftsgeschichte ist er von bleibendem Werte.

Bern.

Wilhelm J. Meyer.